Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Vergessen wir nicht, verehrtester Herr Kamerad, sagte der Graf, daß die deutsche Armee, wie sie jetzt dasteht, unvergleichlich an Größe, Ruhm und innerer Tüchtigkeit ist! Niemals, so weit wir die Kriegsgeschichte zurückverfolgen können, hat es eine solche Armee gegeben. Sie ist vorzüglich organisirt, ihr Material ist das brauchbarste, ihre Bewaffnung steht auf der Höhe der Technik, ihr Offizierkorps ist das durchgebildetste, und selbst der Unteroffizier und der gemeine Mann stehen an moralischem Wert wie an militärischer Disziplin höher als in jeder andern Armee. Das Ganze ist beseelt von einem ritterlichen Geiste, der von höchster Stelle ausgeht, indem die erhabne Persönlichkeit des Monarchen als das Musterbild eines Kriegsherrn jedem einzelnen Manne in imposanter Weise vor Augen steht. Diese Armee ist eine bewunderungswürdige Schöpfung, sie ist fehlerlos, soweit ein Menschenwerk das sein kann, sie ist ein Wunder.

Ja ja, versetzte der Baron, das ist im ganzen richtig. Aber ich bin der Meinung, daß jede Schöpfung, so vollkommen sie sein mag, immer noch der beständig bessernden Hand bedarf. Nichts darf stillstehen, sonst geht es zurück. Und ich kann meine Bedenken auf Eurer Exzellenz Dithyramben hin nicht aufgeben. Solche ritterliche Erscheinungen wie in der alten preußischen Armee giebt es heutzutage, wo die Welt sich ins Flache gewendet hat, nur noch sehr vereinzelt. Mein seliger Vater, der als Kind noch den großen König mit leiblichen Augen gesehen hat, erzählte mir oft aus der Zeit, wo er mit Eurer Exzellenz Vater zusammen im Regiment Gendarmes stand, vom Prinzen Louis Ferdinand. Das war noch ein Herr, einer jener glänzenden Kavaliere, wie sie vordem in Frankreich berühmt waren, aber auch bei uns wohl vorkamen, ein Herr von echter Soldatenehre! Er soll groß

gewesen sein, schön wie Apollo, geschickt in allen Leibesübungen, ein gewandter und dreister Reiter, einer der stärksten Fechter, im Ringen und Voltigiren unübertrefflich. Mein Vater hat gesehen, daß er drei Finger in die Läufe von drei Infanteriemusketen steckte, die damals ein gut Stück schwerer waren als jetzt, und sie so mit einemmale aufhob. Wenn er in der sehr schönen und prächtigen Uniform seines Regiments erschienen sei, mit rotem Kragen, Rabatten und Aufschlägen, mit goldnen Schleifen mit losen Puscheln besetzt, sei es zu Fuß oder zu Pferde, und nie auf einem andern als dem allerschönsten Pferde, so sei es nicht anders gewesen, als wenn der vornehmste Herr in der Welt, der schönste, und der Kriegsgott selber sich sehen ließe. Dazu von mannichfaltigen Kenntnissen, ein Virtuose auf dem Klavier, der Liebling aller Frauen, von einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit und Anmut. Natürlich mußte eine solche Erscheinung den demokratischen Schriftstellern mißfallen, und sie haben den Prinzen von ihrer Ofenecke aus mit Tinte bespritzt, wie sie überhaupt die alte Zeit verleumden, um sich selber wichtig zu machen. Um ihren einfältigen Ideen von Volksheeren eine Unterlage zu schaffen, haben sie von jeher das Maul weit aufgerissen und das Unglück von Jena als die Folge des Junkertums und absoluten Regiments hingestellt, während doch die preußische Armee damals ebenso tapfer, glänzend ausgerüstet und opferfreudig war, wie sie es immer gewesen ist, und in den Niederlagen von 1806 nur die warnende Hand Gottes zu erblicken ist, welche auf das in unserm Lande fressende Gift der Ideen von 1789 hinwies. So drehen die verdammten Schreiber die Wahrheit herum und thun, als ob sie in der Welt regieren müßten.

Der Graf lächelte. Er stand auf einem andern Standpunkte als sein eifernder Nachbar und seine Ansichten waren so verschieden von denen des Barons, daß er nicht einmal den Versuch einer Vereinigung machte. Ein stilles, beschauliches Leben auf dem Lande und die Beschäftigung mit seinen Lieblingsschriftstellern Montaigne, Montesquieu und Pascal hatten ihn dem Interesse an der Politik und selbst an militärischen Dingen, seitdem er außer Dienst war, entfremdet, und er hörte den Reden des Barons Sextus nur zumeist aus Nachgiebigkeit ruhig zu.

Es trat eine Pause ein, dann sagte der Graf, um dem Gespräche eine andre Wendung zu geben, daß er sich sehr gefreut habe, Dorothea so wohl zu sehen. Die Reise nach dem Süden scheine ihr sehr gut gethan zu haben.

Dorotheas Gesundheit war immer eine vorzügliche, sagte der Baron langsam. Ja, sie war immer ganz vorzüglich.

Er stieß einen tiefen Seufzer aus.

Ich sollte meinen, bemerkte der Graf, daß das kein Grund wäre, betrübt zu sein.

Der Baron zuckte die Achseln. Ach, mein alter Freund, sagte er, wenn ich sehe, wie das Mädchen blüht und wie stark und schön sie ist, da muß

ich nur zu oft daran denken, welche Freude es für mich sein würde, wenn das ein Junge wäre.

Sein Gesicht verdüsterte sich, und er blickte vor sich nieder.

Nun, versetzte der Graf, ich muß offen gestehen, daß ich solche Gedanken für eine große Undankbarkeit und Ungerechtigkeit halte. Sie sollten sich freuen, solch eine anmutige und liebenswürdige Tochter zu haben, die Ihnen das Alter froh macht und in Ihrem alten, düstern Schlosse wie ein heller Stern glänzt.

Es ist wahr, sagte der Baron, es mag wohl undankbar sein. Aber ich kann nicht anders. Seit sechshundert Jahren haben die Sextus hier diesen alten Sitz inne, haben seine Mauern und Zinnen gegen Heiden und Christen, Dänen, Polacken, Russen und Österreicher verteidigt und sind immer eine treue Stütze des Thrones gewesen. Wenn ich bedenke, daß ich der letzte sein soll, und daß ich keinen Sohn habe, auf den ich den schönen Besitz vererben kann, wenn ich mir das klar mache, dann —

Er seufzte tief und schüttelte wehmütig den Kopf.

Ich verstehe das nicht ganz, sagte der Graf. Ich habe es immer vermieden, diesen Punkt zu berühren, weil ich Ihre Empfindlichkeit darin kenne, alter Freund, aber so viel ich weiß, existirt doch eine Nebenlinie des Hauses Sextus in Hessen, welche erbberechtigt ist. Also würde die Herrschaft Eichhausen doch immer noch bei einem Sextus bleiben.

Der Baron richtete bei diesen Worten den Kopf hoch auf und sagte mit zorniger Entschiedenheit: Ehe ich den hessischen Sextus dies Schloß und diese Herrschaft überließe, würde ich lieber bei der Regierung um Aufhebung der Familiengesetze nachsuchen und das Schloß dem Fiskus, die Ländereien aber meiner Tochter vermachen — wenn es möglich wäre. Die hessischen Sextus sind Abtrünnige, und ich achte sie für schlechter als die Demokraten. Wenn das Schreibervolk Revolution macht, so kann man es ihm nicht übel nehmen, denn es ist nichts und hat nichts und kann bei Umwälzungen nur gewinnen. Aber wenn eine Familie von altem Adel liberale Neigungen hat und ihr Chef selber auf der linken Bank im Parlamente sitzt, dann ist es nicht zu verzeihen, und ich zerschneide das Tischtuch. Nein, ich habe einen andern Weg im Auge. Auf das Glück, diese Herrschaft in direkter Linie weiter zu vererben, muß ich freilich verzichten, aber ich will wenigstens, soviel in meinen Kräften steht, dafür sorgen, daß sie nicht dazu dient, die Macht der Feinde des Königtums zu stärken. Es besteht von Alters her eine nahe Beziehung zwischen uns und der gräflichen Familie von Altenschwerdt in Schlesien. Blasius Sextus, mein Vorfahr im siebenten Grade, welcher im dreißigjährigen Kriege ein kursächsisches Kürassierregiment kommandirte, war mit einer Komtesse Altenschwerdt vermählt. Ein Graf Altenschwerdt, Kammerherr der Kaiserin Maria Theresia, heiratete

wiederum Dorothea Sextus. Endlich hat mein Großvater, der Oberst Blasius Sextus, große Verbindlichkeiten gegen das Haus Altenschwerdt gehabt, indem er, als junger Offizier bei Kunersdorf verwundet und gefangen, sein Leben der Gräfin Adelheid von Altenschwerdt verdankte. Er liebte diese Dame, welche sehr schön gewesen sein soll, doch war die Liebe eine unglückliche, da die Gräfin bereits verheiratet war, und er heiratete selber in spätrer Zeit eine andre Dame, meine Großmutter. In seinem Testament aber machte er eine Bestimmung, welche seine große Verehrung des Hauses Altenschwerdt bekundet. Der alte Herr hat, wie ich aus den Schriftstücken und Briefen jener Zeit entnommen habe, großen Wert auf äußerliche Umstände gelegt, welche als eine Art von Vorbedeutung für die Ereignisse der Zukunft angesehen werden konnten, und so scheint er, wie ich mit Erstaunen gemerkt habe, das Vorgefühl besessen zu haben, es werde einmal mit dem Hause Sextus dahin kommen, daß kein männlicher Erbe lebe. Er hat nämlich bestimmt und zum Familiengesetz zu machen durchgesetzt, daß die Herrschaft Eichhausen, im Falle des Ausbleibens männlicher Descendenz, an das Haus Altenschwerdt kommen solle, in dem Falle, daß eine Freiin von Sextus einen Nachkommen der Adelheid Altenschwerdt heirate. Diese Bestimmung zeigt mir den einzigen Weg, auf dem es mir möglich ist, den hessischen Sextus die Erbschaft vorzuenthalten. Dorothea muß den Grafen Altenschwerdt heiraten, oder Eichhausen fällt nach meinem Tode an den liberalen Herrn Botho von Sextus, was Gott verhüten möge.

Kennen Sie den Grafen Altenschwerdt? fragte der General.

Nein, ich kenne ihn persönlich nicht. Ich weiß nur, daß er ein sehr befähigter und strebsamer junger Herr sein soll, der gegenwärtig Attaché bei unsrer Botschaft in Paris ist. Ich muß gestehen, daß mir der Gedanke einer Verbindung zwischen zwei jungen Leuten, die nicht durch gegenseitige Neigung, sondern durch irgendwelche andern Gründe zu einander geführt werden, immer etwas unangenehmes gehabt hat. Deshalb habe ich mich bis vor kurzem noch nicht ernstlich mit diesem Plane beschäftigt. Erst das Auftreten des Herrn Botho von Sextus bei den parlamentarischen Verhandlungen im Februar hat mir den entscheidenden Anstoß gegeben, und ich habe vor einigen Monaten an Gräfin Sibylle geschrieben, um sie zu veranlassen, einen unauffälligen Schritt der Annäherung ihres Sohnes herbeizuführen. Der gute Vetter Botho läßt sich nicht träumen, was bevorsteht. Er denkt, die Herrschaft könnte ihm nicht entgehen, sonst hätte er doch zweimal überlegt, was er gethan hat.

Ich habe den alten Grafen Altenschwerdt gekannt, sagte der General. Er starb schon vor etwa zwanzig Jahren. Es war ein etwas excentrischer Herr, wenn ich mich recht entsinne.

Die ganze Familie ist mir persönlich nicht bekannt. Aber ich habe eben dasselbe von dem verstorbenen Grafen gehört. Er war viel auf Reisen und interessirte sich für die Kunst. Ich für meine Person war im Dienst bis zu

meinem zweiundvierzigsten Jahre und habe mich seiner Zeit um nichts als meine Schwadron und die Verwaltung meiner Güter bekümmert. Ich bin einigermaßen gespannt darauf, den jungen Grafen kennen zu lernen. Gräfin Sibylle hat mir geschrieben, daß sie mit ihrem Sohne Bad Fischbeck besuchen und von dort aus eine Anknüpfung bewirken würde, welche in Dorotheas Augen dem Zufall zuzuschreiben wäre. Auch die Nachfolge des Hauses Altenschwerdt ist gegenwärtig auf zwei Augen gestellt. Eine eigentümliche Fügung der Vorsehung, daß so viele der ältesten und reinsten Geschlechter erlöschen oder zu erlöschen drohen!

Die beiden Herren waren während dieses Gesprächs in dem Blumengarten vor der Halle langsam auf- und abgeschritten, und der Baron stand jetzt still und sah mit einem nachdenklichen Blick zum Himmel auf, als wollte er dort oben um Rat fragen wegen der befremdlichen Ereignisse auf Erden. Der General dachte an die Meinung der Philosophen, daß es die Entfernung von der Natur sei, welche die reichen Stände aussterben lasse, sodaß sie nur aus den armen Klassen mit neuem Blut erhalten werden könnten. Aber er sprach seine Gedanken nicht aus, weil er wußte, daß sie den Freund nur ärgern würden.

In diesem Augenblicke kehrte das junge Paar von seinem Gange durch den Park zurück und trat durch das Thor in den Garten. Ihre Züge waren belebt durch den Austausch von Meinungen, in denen sie sich beide einander geistig verwandt gefunden hatten, und als der Graf diese beiden schönen und vornehmen Gestalten neben einander daherkommen sah, durchzuckte ihn das Gefühl, daß der Plan seines Freundes, die Herrschaft Eichhausen zu retten, auf einen Widerstand stoßen könne, der keine geringere Macht als Gott Amor selber zum Rückhalt haben würde.

Der Abend war vorgerückt und ein tiefer, bläulicher Schatten lag auf der hohen Mauer und den starken Pfeilern mit ihrem dichten Schlinggewächs, dunkel blickte der Park durch das weite Thor herein. Als das jugendliche Paar erschien und einen Augenblick stillstand, indem es die alten Herren erblickte, hob es sich in der Thoröffnung wie auf einem Gemälde mit dunkelm Hintergrunde ab. Dorothea sah unter dem Strohhute mit kirschroten Bändern auf dem schwarzen Haar und in ihrem hellen Sommerkleide mit roten Schleifen hell und lieblich aus, neben ihr stand Eberhardt ernst und männlich, und das blonde, lockige Haar glänzte auf dem unbedeckten Haupte.

Nun, mein Herr Maler, rief der Baron, haben Sie genug alte Bäume gesehen? Ich dächte, Sie müßten einigen Appetit bekommen, und ich will hoffen, Dorothea, daß man uns den Tisch gedeckt hat.

Die kleine Gesellschaft trat in die Halle ein und schritt durch sie hindurch in ein Gemach, welches durch einen Kronleuchter mit zahlreichen Wachskerzen erleuchtet war. Es war ein hohes, dunkel getäfeltes Zimmer, an dessen Wänden Stillleben niederländischer Schule hingen, Abbildungen solcher Gegenstände, welche die Eßlust reizen, oder Darstellungen, welche den Ursprung der Tafel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zierden anschaulich machen sollten: der Laden eines Wildhändlers, wo die bräunlichen Leiber der Hirsche und Rehe mit dem glänzenden Gefieder jagdbaren Geflügels kontrastirten, die Halle des südländischen Früchtehändlers mit ihren Hügeln von saftigem Gemüse und schwellendem Obst, Tische, auf denen in zierlicher Anordnung Krüge und Gläser mit funkelndem Wein, rotglänzende Pfirsiche und Melonenschnitte sich präsentirten. Der in der Mitte des Zimmers gedeckte Tisch aber schien gleichsam das Resultat der aus jenen Abbildungen geschöpften Schlüsse zu sein und überbot an Reiz jene Darstellungen. Das Silbergeschirr des Hauses Sextus, obwohl hier nur in einer bescheidnen Form, der kleinen Abendtafel angemessen, auftretend, zeigte Reichtum und Geschmack, das feine Porzellan, die geschliffenen Karaffen und Gläser waren von einer geschickten Hand auf dem schimmernden Damasttuch geordnet, und die aufgesetzten Speisen boten einen einladenden Anblick.

Dorothea nahm ihren Platz zwischen ihrem Vater und dem Grafen und wies Eberhardt den Sitz ihr gegenüber an. Der Kellermeister nahm mit gewichtigem Ernst am Büffet Stellung, und ein gewandter Diner in der Livree des Hauses trug die Schüsseln auf.

Eberhardt hatte für alle Einzelheiten, welche die Anordnung des Abendessens betrafen, ein offnes Auge, denn er fühlte sich angenehm berührt von der gediegenen Eleganz dieses Haushalts, und seine Künstlernatur fühlte sich wohl in schöner Umgebung. Aber mehr als alle übrigen Erscheinungen fesselte ihn sein Gegenüber, und es mochte wohl sein, daß es erst ein Abglanz von Dorotheens Schönheit war, der die übrigen Personen und Dinge des Schlosses ihm erfreulich machte. Das helle Licht im Speisezimmer, welches Dorotheens Züge, das belebte Spiel ihrer Bewegungen und den Ausdruck ihrer Augen vorteilhaft hob, schien den Eindruck des Spaziergangs im Park erst recht lebendig in ihm zu machen und jeden einzelnen Schritt, jedes Wort des Gesprächs von neuem in seiner Erinnerung hervorzurufen. Inmitten der allgemeinen Unterhaltung, die lebhaft und ungezwungen war, da sie sich um solche Gegenstände drehte, welche einen für alle gefälligen Gesprächsstoff bildeten, hörte er nur den silberhellen Klang ihrer Stimme und wiederholte sich mit Hilfe dieses Tones die Worte interessanteren Inhalts, die er vorhin von ihren Lippen gehört hatte. Man sprach von den Eindrücken, welche Italien mache. Der Baron war mit seiner Tochter zu derselben Zeit dort gewesen wie Eberhardt, und viele Punkte waren ihnen gemeinsam bekannt. Auch der General hatte in frühern Jahren einmal eine längere Reise durch die schöne Halbinsel gemacht und in Rom einen Aufenthalt von mehreren Monaten genommen.

Für den deutschen Maler scheint das Studium Italiens ganz unerläßlich zu sein, sagte er. Ich habe aber niemals den Grund davon recht einsehen können. Es ist mir sogar oft so vorgekommen, als ob die individuelle Begabung des jungen Künstlers unter dem Einfluß der älteren Meister litte, da

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deren Art als unbestreitbar mustergiltig angesehen wird. Können Sie mir erklären, Herr Eschenburg, wie das zusammenhängt?

Ich muß gestehen, daß ich selbst Zweifel an der Richtigkeit des Italien-Dogmas hege, erwiederte Eberhardt. Ich hörte in München so allgemein und mit solcher Entschiedenheit erklären, daß der Künstler nach Italien gehen müsse wie auf eine hohe Schule der Malerei, daß ich auch die Reise machte. Ich fürchte aber, daß sie bei mir nur geringen Erfolg gehabt hat, und ich neige zu der Ansicht, daß die Notwendigkeit der italienischen Reise eine Tradition ist wie eine andre, verehrt wegen ihres Alters. Wenn jemand ein tüchtiges Talent nach Italien mitbringt, so können ihm die reichen Galerien der dortigen Paläste sehr lehrreich und die pittoresken Landschaften sehr anregend werden, wo aber das Talent unbedeutend ist, wirkt auch Italien kein Wunder. Und in der That kann es sich ereignen, daß ein junger Künstler in der unbedingten Verehrung eines alten Meisters die Ausbildung der ihm eigentümlichen Richtung hintansetzt, um sklavisch eine fremde Eigenart zu kopiren, womit dann seine Kunst am Ende ist.

Wir müssen Herrn Eschenburgs Mappe durchforschen, wenn der Künstler es gestattet, sagte der General, zum Baron gewandt.

Wenn sich die Herrschaften den Anblick einiger dürftigen Skizzen gefallen lassen wollen, sagte der Maler, welcher einen dankbaren Blick Dorotheens auf den General zu bemerken glaubte, so werde ich dieselben gern vorlegen. Es mag das Interesse an den bekannten Gegenden der hiesigen Umgebung der mangelhaften künstlerischen Auffassung zu Hilfe kommen.

Der Baron äußerte, daß er schon lange den Wunsch gehegt habe, ein Bild seines Schlosses zu besitzen, und es ward verabredet, der Maler solle am folgenden Tage mit seiner Skizzenmappe wieder erscheinen.

Dann begab sich die Gesellschaft in den anstoßenden Salon, und Dorothea setzte sich an den Flügel, um Lieder vorzutragen, welche sie selbst auf dem Instrumente begleitete.

Ihre Stimme war schön und rein, eine klangvolle Sopranstimme. Sie sang ein Lied von Schumann, und die edeln Empfindungen dieses Meisters der Tonkunst gewannen einen herrlichen Ausdruck durch der Sängerin innigen Vortrag und bewegten Eberhardts Herz. Er saß in sich versunken in einer fernen Fensternische und blickte zum sternbesäeten Nachthimmel hinauf, während die Tonwellen erregend durch seine Seele zogen. Vergangenheit und Zukunft vergaß er, diesen Tönen hingegeben, und sein Denken verschwamm ganz in die Empfindung des Schönen.

Als die Sängerin schwieg, weckte ihn des Barons Stimme aus seinem Sinnen.

Dorothea meinte auf der Reise, sagte diese tiefe, etwas bärbeißige Stimme, sie würde ihr bischen Musik aus Mangel an Übung ganz vergessen. Aber ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

finde, sie singt heute besser als je. Du hast heute eine ganz besondre Schneide, mein Kind, sodaß selbst diese süßlichen Sachen ganz stramm klingen. Nun thust du uns aber auch den Gefallen, meinen alten Regimentsmarsch zu spielen. Der ist doch das beste, was je ein Komponist zustande gebracht hat.

Dorothea lächelte und erfüllte des Vaters Wunsch, dann aber mahnte die späte Stunde den General und Eberhardt zum Aufbruch. Der Baron wollte anspannen lassen, um beide Herren nach Hause fahren zu lassen. Doch nur der General nahm den Wagen an, Eberhardt zog den Heimweg zu Fuß vor, da die Nacht hell genug sei, um die Wanderung angenehm zu machen.

Als er sich von Dorothea empfahl und ihr gute Nacht wünschte, war ihm wunderlich zu Mute. Etwas zauberhaftes schien in der Luft zu liegen, die Finger unsichtbarer Feen schienen heimliche Gewebe aus den Lichtstrahlen der Kerzen zu weben, um die Herzen der Gäste zu umstricken. Er verneigte sich vor ihr, während sie neben ihrem Flügel stand, und in diesem Augenblicke hatte sie etwas unbeschreiblich Anmutiges. Von dem dunkeln, glatten Holzgetäfel des Fußbodens und der Decke strahlten die gelblichen Lichter in einer Weise wieder, als sei ihr Zweck nur der, die Gestalt Dorotheens zu einer ätherischen Erscheinung zu machen. Sie stand in ihrem hellen Kleide mit leicht ineinander geschlungenen Händen und der schwarzen Haarkrone auf dem Haupte reizend da. Während er ihre ihm dargebotene Hand ergriff, um sie an seine Lippen zu führen, suchte sein Blick den ihrigen, und für eine Sekunde senkten sich ihre Lider mit den langen, dunkeln Wimpern herab.

Gute Nacht, sagte sie leise.

Er fühlte eine kurze, selige Spanne Zeit lang die Spitzen ihrer kühlen Finger an seinen Lippen, und in die schmerzliche Stimmung seiner Seele, die seit der Trauernachricht gleich einem dunkeln Schleier alle seine Teilnahme am wechselnden Leben umhüllte, fiel ein besänftigender Ton, ein Tropfen himmlischen Balsams auf eine brennende Wunde.

Er schritt in tiefem Sinnen und in einer Art von Berauschung dahin und durchmaß den Korridor und die Vorhalle des Schlosses fast ohne von seiner Umgebung zu wissen. Als er den Saum des Waldes erreicht hatte, blieb er stehen und blickte nach dem alten Schlosse zurück, welches jetzt düster und drohend in seiner schwarzen Masse dalag. Nur ein einziger heller Punkt strahlte aus dem finstern Koloß hervor, und Eberhardt meinte aus der Lage schließen zu können, daß es Dorotheens Fenster sei, auf dessen Altan er heute mit ihr gestanden hatte.

Zu seiner Rechten sah er den schwarzen Spiegel des kleinen, stillen Gewässers, bei dem er am ersten Tage ihrer Bekanntschaft umgekehrt war. Ein heller Stern blickte aus dieser dunkeln Tiefe hervor.

Er wandte sich ab und tauchte in den Wald ein. Wenig um den Weg bekümmert, kam er in eine Gegend, die ihm unbekannt war. Indem er dem

Laufe eines Baches nachging, der in engem Thale ihm murmelnd entgegenfloß, wurden die Höhen zur Seite niedriger, und der Wald erhellte sich. Er trat in eine Lichtung hinaus, aus welcher ihm lautes Brausen schon seit längerer Zeit entgegengeschallt war, und sah sich vor einem Wasserfall. Über große Felsblöcke, welche eine Reihe von Kaskaden in einer Strecke von mehreren hundert Schritten bildeten, ergoß sich hellglänzendes, schäumendes Wasser herab, und gerade vor ihm blickte die Sichel des Mondes zwischen den Wipfeln einzeln stehender knorriger Eichen herab und beleuchtete das stürzende, brausende Gewässer. Der Anblick bot Eberhardt eine überraschende Ähnlichkeit mit einem Thale, das er so oft durchwandert hatte, mit einem Seitenthale des Hudson. Hier waren die niedrigen Hügel, welche in sanftem Schwunge rechts und links auseinandertraten, um den silberhellen, brausenden Bach hindurchzulassen, hier die hohen Bäume mit ihren phantastisch zum Himmel ragenden Ästen, und ringsum in weiterer Ferne der dichte, düstere Wald, welcher die Höhen bedeckte und das engere Thal in einem weiteren eingebettet umschloß. Und jene helle Sichel selbst am tiefblauen Himmel, sie war derselbe schwermütig blickende Planet, der im Hudson sich spiegelte und dessen Rundgang er oft an jenem fernen Ufer wandelnd mit seiner jugendlichen Bewunderung verfolgt hatte.

In der deutlichen Gegenwart dieser Natur, die ihm so bekannt erschien, vollzog sich in seinem Innern ein Wechsel der Szenerie, sodaß er für einen Augenblick glaubte, noch in jenem fernen Lande zu sein und sich fragen mußte, ob hier oder dort die Wirklichkeit sei. Eine täuschende Macht verschob die Anhaltepunkte seines Bewußtseins. Aber auch nachdem er sich besonnen hatte und den schweifenden Sinnen wieder die Klarheit der Unterscheidung zurückgekehrt war, blieb eine geliebte Gestalt, die Gestalt der Mutter, in hellstem Lichte vor ihm stehen, als wandle er hier mit ihr zusammen, höre ihre Stimme und sähe den milden Blick ihrer blauen Augen.

Würdest du mir wohl zürnen, Mutter, fragte er in seinem Herzen, wenn du mit verklärtem Blick herabsähest auf meine Schritte? O nein, ich glaube dein freundliches Lächeln zu sehen, das meine Kindheit erhellte und mir stets erschien wie ein tröstlicher Stern.

Er stand regungslos, auf seinen Stock gestützt, und sein Blick tauchte sich in das unergründliche, dunkle Blau des nächtlichen Himmels. Und immer wieder kam, wenn er sich dem ruhigen Fluß seiner Empfindungen überließ, ein zweites Bild neben dem der Mutter in der Erinnerung hervor, und der mitfühlende Blick schwarzer Augen strahlte ein besänftigendes Licht über den Widerstreit seiner Gedanken aus. Die unausgesprochnen Worte, welche er heute in Dorotheens Antlitz gelesen hatte, erklangen mit einer unwiderstehlichen Beredtsamkeit, und als er seinen Stab weitersetzte und langsam mit gesenktem Haupte einbog in den vom Laubdach der Eichen dem Mondlicht entzogenen Waldweg, da verbreitete sich auf seinen Zügen immer mehr der Ausdruck eines friedlichen Nachdenkens.

(Fortsetzung folgt.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Literatur.

Molières Tartüffe. Geschichte und Kritik. Von Wilhelm Mangold. Oppeln, Franck.

Weit über zweihundert Jahre sind verstrichen, seit Molière bei Gelegenheit jenes „Zauberfestes" (Plaisirs de l'île enchantée), das sein königlicher Gönner in Versailles 1664 dem staunenden Hofe gab, und das mehr der La Vallière als der jungen Königin und der Königinmutter gegolten haben soll, sein neuestes Werk, den Tartüffe, wiewohl noch unvollendet, aufführen durfte. Bis in unsre Zeit herein aber flammt zuweilen der Streit, der über das Lustspiel bald nach jener ersten Aufführung entbrannte, wieder auf, so noch 1877 in einer Schrift des Ultramontanen Veuillot und einer Gegenschrift Lapommerayes; und der bei Lebzeiten des Dichters gegen den Tartüffe geführte Kampf, über dem es erst 1667 zu einer öffentlichen Aufführung des längst vollendeten Stückes und nur zu einer einzigen kam, und der endlich 1669 durch die Freigabe desselben einen gewissen Abschluß fand, erregt noch heute das Interesse der Literatur- und Geschichtsfreunde. Handelt es sich doch um ein gewaltig ernstes Geisteswerk, das sich hinter der komischen Maske birgt, um ein Lustspiel einzig in seiner Art, besonders (auch nach Goethes Meinung) in der Exposition unübertrefflich.

Ein rühmlich bekannter Molièreforscher, Wilhelm Mangold, hat neuerlich diesem Stücke eine Monographie gewidmet, welche gründliche Gelehrsamkeit mit ansprechender Form vereinigt und — im wesentlichen auf den Ergebnissen der großen Despois-Mesnardschen Ausgabe Molières fußend — die Tartüffefrage für das deutsche Publikum allseitig und gewiß in den meisten Punkten abschließend erörtert und darstellt. Der Verfasser geht von der Betrachtung des Bildungsganges des Dichters und der religiösen Verhältnisse seiner Zeit aus, behandelt eingehend Stoff, Entwurf und Tendenz des Tartüffe, seine Geschichte, sowie seine dramatische Technik, und läßt endlich eine ethische und ästhetische Kritik folgen. Aus den vielen interessanten Einzelheiten des Buches heben wir nur den Nachweis hervor, daß das Stück von 1664 in seinen drei Akten nicht die ganze Handlung in kürzerer Form enthalten haben kann, sondern unvollendet gewesen sein muß, die Beleuchtung des Verhältnisses, in welchem der Tartüffe zum Don Juan steht, ferner den glücklichen Versuch, die oft geschmähte Lösung des Knotens wo nicht zu rechtfertigen, so doch zu erklären, sodaß nur der Vorwurf auf Molière haften bleibt, einen Hauptpunkt (die Denunziation Orgons als Staatsverbrechers, die Tartüffe beim Könige anbringt, und durch die er — unbedacht — sich notwendig selbst denunzirt) nicht genügend in den Vordergrund gerückt zu haben. Besonders ansprechend ist uns die Analyse der Charaktere und der Handlung erschienen, beachtenswert auch der Exkurs über die Theorie des Lächerlichen. Wenn übrigens Mangold auch für den moralischen Wert des Stückes mit voller Entschiedenheit in die Schranken tritt, so ist er doch unbefangen genug einzuräumen, daß die Art, wie Molière manche Ausdrücke geweihten Charakters (in der ersten Bearbeitung mehr noch als in dem spätern Texte) anwendet oder nachahmt, einen gewissen Anstoß zu erregen geeignet ist. Mit bestem Gewissen können wir jedenfalls die Freunde von Molières Meisterwerk einladen, sich von so kundigem Führer hinein in die Tiefen desselben geleiten zu lassen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG